

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 5=25 (1859)

Heft: 47

Artikel: Erinnerungen eines alten Soldaten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

taire, gibt als Beilage zur Revue eine sehr fleißig gearbeitete „Relation historique et critique de la campagne d'Italie“ heraus. Lecointe hatte das Glück, einem Theil der Operationen des französischen Heeres folgen zu können und war es ihm auch nicht vergönnt, direkt am Feldzuge Theil zu nehmen, trotz seinen eifrigen Wünschen und Bemühungen, hatte er doch Gelegenheit Manches zu sehen und zu erfahren, was von hohem Interesse ist. Lecointe erkennt wie Rüstow die höhere Kriegstüchtigkeit dem französischen Heere zu. Oestreichs Armee hatte seit 1849 keinen Feind mehr gesehen, während die französische frisch aus den Lagern der Krim und Afrika's kam. Dagegen sind wir mit Lecointe nicht ganz einverstanden, wenn er namentlich auch in den österreichischen Reglementen einen Grund sucht, warum die österreichische Armee zwar manövrirfähig, aber nicht kriegsgewandt war. Wir sagen, sie war es nicht trotz diesen Reglementen. Die österreichischen Vorschriften für den Felddienst, sowie für die Einübung desselben, stehen in ihrer Art einzig da, das anerkennt namentlich auch Rüstow, wenn er pag. 85 sagt:

„Kriegserfahrung ist in dem französischen Heere weiter verbreitet als in dem österreichischen; die Franzosen haben Algier beständig und den orientalischen Krieg von 1854 bis 1856 für sich; die Oestreicher haben seit 1849 keinen Kampf zu bestehen gehabt. Doch ist schon oft die durch die Erfahrung bestätigte Bemerkung gemacht worden, daß Armeen, welche aus einem langen Frieden hervorgehen, die kriegsgeübtesten nicht zu scheuen brauchen, war nur ihre Führung und ihre Organisation eine gute und war nur während des Friedens nicht vergessen, daß der Beruf der Heere der Krieg war. In Oestreich ist das nicht vergessen worden. Im Gegentheil sind in keiner Armee die Uebungen zweckmäßiger, einfacher, mehr auf den Krieg berechnet, als in der österreichischen. Insbesondere gilt dies auch von den Uebungen größerer, aus allen Waffen zusammengesetzter Truppenkörper. Das 1853 erschienene, unter den Auspizien des Feldzeugmeisters Hess redigirte österreichische Manövrir-Reglement und seine Anwendung bei den Truppenzusammenzügen stehen noch unerreicht da.“

Als Rüstow dieses schrieb, wußte er freilich noch nicht, was wir heute zur Genüge wissen, daß trotz der vortrefflichen Vorschriften, eben mehr auf den Schein gearbeitet worden, als auf die Sache. Die Paraden auf dem Glacis von Wien waren wichtiger und wurden ernstlicher vorbereitet, als die Einübung der Truppen im Felddienst. Umsonst haben erfahrene Generale diesen Mißbräuchen entgegengearbeitet; allein, wie es scheint, hatte sich der „ritterliche junge“ Kaiser neben andern nobeln Passionen namentlich auch der des Soldatenspiels im Style des vorigen Jahrhunderts im hohen Grade hingegeben, und so war es nicht zu verwundern, daß trotz allen guten Vorschriften, trotz allen Befehlen zu Felddienstübungen, das altbergebrachte „Trüllen“ im höchsten Maße florirte.

Für die taktische Ausbildung der Offiziere geschah so zu sagen nichts und man darf sich daher nicht verwundern, daß ein guter Theil der österreichischen Armee so wenig vorbereitet für den Krieg, in den Krieg ging. Das alles hätte jedoch noch nicht entschieden, wenn eben die Führung und die Organisation der österreichischen Armee den billigsten Erwartungen entsprochen hätte.

Wir notiren hier auch noch, was Lecointe über die gezogenen Kanonen der Franzosen sagt: „Wir glauben nicht, daß alle Vortheile, die man sich von diesen Geschützen versprochen, sich realisiert haben. Wir wollen damit dieser schönen Erfindung nicht zu nahe treten; allein was konnten diese weittragenden Geschütze in einem so coupirten Terrain nützen und bei Truppen, die so entschieden nach dem Nahkampf verlangten! In der That, in allen Affairen, bei denen das gezogene Geschütz wirkte, namentlich bei der Eisenbahnstation von Magenta und auf den Höhen von Solferino, hätte der leichte Zwölfpfünder eben so viel geleistet. Ja, wir glauben sogar, mehr noch; denn die Distanzen wurden zuweilen so klein, auf welche man schoß, daß die Kartätschen den Vorkugeln und Granaten vorzuziehen waren. Aber die gezogenen Kanonen haben die gewöhnliche Kartätschbüchse nicht mehr und viele ihrer Hohlgeschosse sind nicht explodirt. In festen Stellungen, in Defensivschlachten, bei Belagerungen hätte man diese neuen Waffen zuerst erproben sollen. Der Krieg endigte für ihren Ruhm zu schnell. Ein Vorzug für den Felddienst kommt ihnen aber unbedingt zu, das ist ihr unbedeutendes Gewicht bei ihrer großen Wirkung; man konnte sie ohne Mühe an Orten aufstellen, wohin man nur mit schweren Anstrengungen den Zwölfpfünder gebracht hätte. Den gleichen Vortheil fanden übrigens die Oestreicher in ihren trefflichen Raketenbatterien. Wie dem nun immer sei, wenn auch die gezogenen Kanonen diesmal nicht diejenigen Wirkungen äußerten, die man erwartete, so war doch ihr moralischer Effekt groß; einige ihrer Geschosse zwangen bei Solferino auf unglaubliche Distanzen die Reserven des fünften österreichischen Corps zu Veränderungen in ihrer Stellung.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Erinnerungen eines alten Soldaten.

(Fortsetzung.)

Um mich nicht zu sehr in dieses Doid'sche Kapitel zu vertiefen, möge zum Schluß noch der Augenblick meiner ersten persönlichen Bekanntschaft mit Herrn Genü, von dessen Existenz ich längere Zeit auch nicht die geringste Ahnung hatte, stehen.

Er war beinahe immer auf Reisen oder doch außer dem Hause und Theilnehmer einer großen Militär-Effekten-Lieferung, deren großes mit dem kaiserlichen Adler versehenes Geschäftsschild in einem andern Stadttheil von Neß prunkte, mit mancherlei Zeichen und Zeichnungen von Kriegsgewehr, als: Tornister, Patrontaschen, Sätteln, Helmen, Ezafo's geziert, deren einer zwei Pompons trug, die kleinen Hörnchen wie ein Ei dem andern ähnelten und mit der eigenthümlichen, uns Norddeutschen sehr drolligen Ueberschrift, oben in französischer und darunter in deutscher Sprache: Klein, Genu & Compagnie fournit la troupe. Klein, Genu und Gesellschaft erforschet die Völker. Allabendlich, wenn die Geschäftszeit vorüber und der vordere Laden geschlossen war, zog sich der engere Ausschuß des Geschäfts, der aus zwei oder drei Demoisellen bestand, die, von ihrer Meisterin besonders bevorzugt, noch Unterricht im Puz- und Blumenmachen empfangen, in ein hinteres Kioset zurück, das nur einen Ausgang nach dem Hofe, ein großes, stets verriegeltes Fenster und einige wenige Möbel, ein hohes grünes Gardinenbett, zwei breite Ladenschränke, einen runden Tisch und ein halbes Duzend Plüschessel enthielt. Es war in den Winter- und frischen Frühlings-Abenden sehr behaglich durch einen kleinen sogenannten Kanonenofen, den ich nachfeuerte, erwärmt und gerade groß genug, daß fünf Personen, die keinen Widerwillen gegen einander hegten, dicht Arm an Arm an der Tafelrunde Platz fanden. In diesem gar traumlichen Raum, den ich die Grotte der Kallypo und ihrer Nymphen, wie sie mich ihren Telemach nannte — und ach! sie war mir mehr, auch Mentor — wurde nun die angenehmste und lebendigste Unterhaltung gepflogen; sehr oft mußte ich den Vorleser machen: Delphine, Corinna, Gilblas, le diable boiteux, ja sogar auch die liaisons dangereuses waren die Quellen, aus denen ich schöpfte, aber meistens den Trank nicht so rein und lauter fließen ließ, als das feine Ohr von Frau Clemence mit peinlicher Genauigkeit erbeischte, weshalb ich denn zuweilen nachgereicheln mußte. So war es denn eines Abends dieser Sprachübungen wegen über die gewöhnliche Zeit gekommen und ich befand mich plötzlich zu meinem Schrecken und zu meinem Entzücken mit Clemence mütterseelenallein. Ich glaubte des Anstandes und ihres Rufes wegen ihr die Hand zum Scheiden reichen zu müssen. Sie hielt sie fest und fragte halb zärtlich, halb schelmisch: „Comment vous partez?“ — „Il faut bien“, erwiderte ich leise, „c'est vit heure.“ — „Ah la bonne heure“, betonte sie mit einiger Ertase, „mais si donc, avec votre mauvais accent allemand, on dit huit heure“, und dabei rundete sie so unnachahmlich, so unwiderstehlich ihr rosenrothes, küssliches, kleines Mündchen, daß dem armen Telemach Hören und Sehen verging und er sich vergeblich abmühte, seine spröden Lippen lernen und liebesbegierig nach und auf den ibrigen zu runden, zu bilden und abzubringen. Lange wollte es nicht gelingen; da verlor endlich die gütigste und

langmüthigste aller Sprachlehrerinnen Geduld und Gleichmuth, ja sogar ich glaube das Gleichgewicht, sie wankte und schwankte, ich hielt sie bebend und schwebend in meinen Armen — halb zog sie mich, halb sank ich hin — da öffnete sich plötzlich die nahe grüne Gardine, ein schwarzbärtiges, teuflisches Asmodi-Gesicht in rothem Kopftuch grinste uns daraus entgegen: „que le diable vous emporte l'une et l'autre avec vos fou . . de huit heures, laissez moi dormir tranquillement.“ — Nun wußte ich, was die Uhr geschlagen hatte. Dies meine erste Bekanntschaft mit Herrn Genü, der übrigens ein seelenguter Kerl war, lebte und leben ließ und sich an jenem Abend nur etwas bespielt hatte. Es klärte sich das später auf, durch Clemence, die im ersten Augenblick beinahe eben so erschreckt und außer Fassung als ich selbst war. Aber ich war auch gekränkt und empört, da ich fest und sicher glaubte, die ganze Sache sei eine bedachte Komödie, Clemence die einstudirte Kofette und Genü im Hinterhalt das mir gelegte Lügdenversteck gewesen. Auch verließ ich die Schöne zur selbigen Stunde und ging. Jedoch nicht weit, bis auf mein Zimmer, wo ich mich einsam, betrübt und verlassen auf mein Bett warf. Aber nicht lange. Leise öffnete sich die Thür, Clemence war mir gefolgt; sie glaubte sich verpflichtet, mir die nöthigen Erklärungen zu geben. Wie bald und wie gern glaubt man denen, die man liebt, und welcher junge Mann kann Liebesthränen widerstehen. Bald war es an mir, ihr das begangene Unrecht abzubitten, und Clemence war gütig und glücklich, sie vergaß und vergab. Als wir am heutigen Abend von einander schieden, warf ich mich zu ihren Füßen und dann an ihren Hals und schwor: wenn sie mir jemals treulos würde, müßte ich mir das Leben nehmen. Sie tröstete und beruhigte mich und versicherte: das dürfte ich nicht, que ce serait une grande folie, und ich mußte ihr dann noch versprechen, mir niemals wegen gekränkter oder unglücklicher Liebe ein Leid anzuthun. Das ist nun auch nicht geschehen. Als wir uns später trennen mußten, hat sich Clemence getröstet und auch ich habe mich getröstet. Das ist nun einmal nicht anders in dieser gebrechlichen Welt, als daß sie ewig grünen bleibe, die schöne Zeit der ersten Liebe.

Was mir übrigens das französische Sprachstudium und die Erlernung des Puzmagergeschäfts an Zeit übrig ließ, verwandte ich auf musikalische Übungen. Unter meinen kriegsgefangenen Kameraden befanden sich einige ganz tonkunstverwandte und gebildete, meine beiden Vettern Fritz und Karl von Lepel, Erster Flötist und Violinist unserer kleinen Hof- und Hauskapelle, mit welchem Letztern ich um den Geigen-Lorbeer stritt; von Spiegel, der ganz erträglich Hoboe blies und etwas Klarinette jodelte; von Einsiedel, der gar mancherlei verstand, sang und piff, ausgezeichnet auf einem mit Kartenblatt besteckten Ramm Jagott oder Waldhorn nachahmte, wohl auch auf seiner Guitare den Mangel des uns abgehenden

Basses nothdürftig ersetzte. Gut eingespielt, wie wir waren, wurden wir auch außerhalb des kameradschaftlichen Kreises unsers gemeinschaftlichen Mittagstisches bekannt und bewundert und insbesondere les *délices harmonieuses* von Madame Genü und ihren Puzmamsells, die wie von der Tarantel gestochen waren, wenn wir uns ihnen nahen. Sogar der schwarze griesgrämige Bär Genü gerieth eines Tages in solche Bewunderung über unser Spiel, daß er spornstreichs auf eine alte Ruppelkammer lief, in der er seit Jahren nicht gewesen war, mir eine alte etwas desolante Viole d'Amour herabholte und als Zeichen seiner besondern Zuneigung verehrte. Reparirt und neu besaitet und nach kurzer Uebung darauf eingespielt, verstärkte sie vortrefflich den mehr schwirrenden als Grundton haltenden Guitarrenbas unsers musikalischen Vereins, und wenn ich an einem stillen, romantischen Mondscheinabend an meinem offenen Fenster auf ihr harpeggierte oder gar meine Lieblings-Variationen nach Paisiello's *Nel cor più mi sento* recht zärtlich herabgeigte, blieben alle weibliche Herzen und Athem der Nachbarschaft stehen und kein Auge trocken. Wenn wir dann aber aus dieser individuellen Sentimentalität gemeinsam und urplötzlich in die jugendliche Lust eines steyerischen Ländlers oder Hopfers übergingen — und wir erfanden deren täglich neue —, dann spran alle weibliche Füßchen des Hauses nach dem Takt und ihre Herzen uns entgegen. *C'est délicieux, c'est divin, oh que c'est beau magnifique* war die gangbare kleine Münze, mit der wir bezahlt wurden, die Goldstücke der Minne für die jungen Fiedler ungerechnet.

Als nun die von Vielen so ersuchte, von mir, ich will es nicht läugnen, schon lange befürchtete Befreiungstunde aus der Gefangenschaft schlug und wir in dem schönen Lande bei der schönen Jahreszeit eine unendliche Wanderlust verspürten, ohne dabei die Mittel zu besitzen, sie gentleman like auszuführen, that Jemand der kleinen Musikbände den genialen Vorschlag, als Virtuosi ambulanti das Land zu durchziehen und nöthigenfalls mit dem Klange der Zither zu zahlen. Dies fand allgemeinen Beifall. Mathilde, eine der Puzmamsells, war von der Idee ganz begeistert, versprach sogleich einen Empfehlungsbrief an ihren Vater, einem wohlhabenden Gastwirth in der Gegend von Saaralb, uns mitzugeben, ja sogar folgenden Tags uns dahin zu begleiten, wenn Madame gestatte, daß eine oder die andere ihrer Geschäftinnen mitgehen dürfe. Dies wurde nun durch mich erlangt und ich war einen Augenblick eitel genug, zu wähnen, sie selbst dazu überreden zu können; aber die ernste Besorgniß, ihrer Würde zu schaden, die Leidenschaftlichkeit meiner Neigung und etwas Eifersucht ihrerseits ließen es nicht dahin kommen, und so fuhren wir denn an einem warmen bewölkten Augustmorgen — Clemence war zum ersten Male seit unserer Bekanntschaft schwarz gekleidet in die Messe gegangen — auf einem zu einer Arche Noah eingerichteten Char-à-banc, fünf

Männlein und zwei Weiblein, den Kutscher unge-rechnet, glücklich zum Thore von Metz hinaus. Die Reise ging, ganz unförm Wunsch gemäß, sehr langsam von Statten; kaum einige Stunden von der Stadt entfernt, wurde in einem einzeln stehenden Wirthshause naß gefuttert, Alle waren, mich ausgenommen, lustig und guter Dinge; doch auch ich glaubte kein Spielverderber sein zu dürfen, ich geigte drauf los, was die Saiten halten wollten, meine Mäufater-melancholische Stimmung zu verbergen und zu vertreiben, und siehe, es gelang. So begann denn bereits sich der Tag zu neigen, als wir in dem Städtchen Faulquemont anlangten und den Entschluß faßten, dort Nachtlager zu nehmen. Zur Uebung der edlen Tonkunst war aber weder Stimmung, Neigung noch Aufforderung. Zum Glück ließ sich unser Fuhrmann zur morgenden Weiterfahrt sehr billig und willig finden, er suchte das Veräumte einzuholen, und so langten wir denn andern Tags sehr zeitig in dem Heimathsort Mathildens, einem kleinen im Gebirge reizend gelegenen Dorfe Keroder Kirweiler unweit Saaralb, an. Die Aeltern und Geschwister Mathildens, biedere, treffliche deutsche Menschen, empfingen uns gar gastlich und freundlich und fühlten sich durch unsern Besuch und die Begleitung ihrer Tochter hochgeehrt. Gleich nach Tische begann unsere Streich- und Blaselust; den guten Leuten stand Maul und Nase offen, so etwas hatten sie noch nie gehört, es wollte des Dankes kein Ende nehmen, und als wir verkündeten, Abends noch einmal unsere Kunst hören zu lassen und sich dies wie ein Lauffeuer im Dorfe und allen angränzenden Ländern verbreitete, konnte zur festgesetzten Zeit im Tanzsaal und in der großen daneben befindlichen Regeltbahn kein Apfel mehr zur Erde. Als nun gar unsere lustigsten Weisen und beliebtesten Tänze ertönten, nahm des Jubels kein Ende. Von allen Seiten wollte man uns Geld aufdringen, und da wir es verweigerten und mit Aufhören des Spiels drohten, brachten die guten Leute uns Wein, Bier, Fleisch, Backwaaren jeglicher Art, hinlänglich, eine kleine Festung damit zu verproviantiren; auch gaben sich unsere trefflichen Wirths, da Mitternacht vorüber und wir erhiteter und müder wie sibirische Schlittenhunde waren, nicht eher zufrieden, als bis wir versprochen, morgen, Ruh- und Rasttag bei ihnen zu halten. Gott weiß es, es wurde ein schöner Ruhetag und Jeder von uns, wie man zu sagen pflegt: fertig bis aufs Auspuhen. Das übernahmen denn am folgenden späten Blauen Montags-Morgen die beiden holden Puzmamsells, und der Abschied von ihnen ward so schwer, daß wir beinahe dabei unsern Kalarinetisten und Kamm-Fagottisten verloren hätten und wir Andern sie sehr ernstlich ins Gebet nehmen mußten, einen harmonischen Treubruch zu verhüten. Nach vielem Drängen und Treiben feierten wir denn endlich eine Art triumphalischen Auszugs auf einem mit frischem Stroh und grünem Laub geschmückten Leiterwagen, mit den besten

Empfehlungen für die nächsten Wirths- und Tanzhäuser versehen und von den besten Segenswünschen begleitet. Kurz vor Pfalzburg sandten wir den Wagen zurück, durchschritten diese kleine Festung mit den Reisefäcken und den Instrumenten auf dem Rücken ungehindert und unaufgehalten, das uns früher bezeichnete Nachtquartier bei der Verwandtschaft unseres alten biedern Wirths in der nächsten Nähe suchend und findend, — mit der von uns gratis geübten edlen Tonkunst fortan jedoch mehr Maß, Takt und Ziel haltend: wir würden sonst kriegsdienstunfähig ins geliebte Vaterland zurückgekommen sein. Auch wird es anzuführen genügen, daß wir unsere köstliche Kunst- und Fußwanderung über Zabern, Hagenua, Selz, Lauterburg mit gleich günstigem Erfolg und ohne Unfall, mit Ausnahme einer herrlichen, echt Breughelschen Bauern-Brügelei in einem Dorfe bei Rhein Zabern, bei der wir und unsere Instrumente zum Glück heil und leer ausgingen, zurücklegten,

überall Lob, Beifall, und Gastfreundschaft empfangen, ohne irgendwo die guten Wirthe bewegen zu können, für letztere Zahlung anzunehmen. Wie weitland Lürenne, überschritten wir bei Germersheim den Rhein, d. h. bei Nacht und Nebel unerkannt in einem Kahne, marschirten mit Tagesanbruch nach Philippsburg, sagten hier der edlen freien Kunst für's erste Valedictum, schworen uns am folgenden Abend auf dem herrlichen Heidelberger Schloß gegenseitig treue Freundschaft, vertrauten uns dann mit einiger Todesverachtung der damals noch üblichen und unvermeidlichen Ordinarien, und gelangten so, nach beinahe neunmonatlicher Abwesenheit und Kriegsgefangenschaft, frisch an Seel' und Herz, aber durch die mehr als vierundzwanzigstündige Postmarter zerschlagen und zerstoßen an Gliedern und Körper, glücklich in der lieben Heimath, ich vorläufig im Hause meines theuern Freundes und Oheims, an.

(Fortsetzung folgt.)

Bücher-Anzeigen.

In unserem Verlage ist erschienen:

Geschichte Friedrichs des Zweiten,

Königs von Preußen,

genannt

Friedrich der Große,

von THOMAS CARLYLE.

Deutsche vom Verfasser autorisirte Uebersetzung

von J. Neuberg,

Uebersetzer der „Beiträge zum Evangelium der Arbeit“, der „Vorlesungen über Helden und Heldenverehrung“ etc.

Zweiter Band,

45¼ Bogen gr. 8. Geheftet Preis Fr. 11.

Inhalt: Buch VI. Doppelheiraths-Projekt und der Kronprinz unter den Sturmwinden treibend, 1727–30. Buch VII. Furchtbarer Schiffbruch des Doppelheiraths-Projekts. Februar bis November 1730. Buch VIII. Kronprinz gesühnet. Leben in Küstrin. November 1730 bis Februar 1732. Buch IX. Letzte Stufe der Lehrjahre Friedrich's. Leben in Rappin. 1732–1736. Buch X. In Rheinsberg. 1736–1740.

Der 1ste Band 42 Bogen 8. geheftet kostet 2 Thlr. 22½ Sgr.

Berlin, den 15. November 1859.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (N. Decker).

Im Verlage von Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

Handbuch für Sanitätsoldaten

von

Dr. G. F. Bacmeister,

Königl. Hannover'schem Generalstabsarzte a. D.,
Ritter etc.

Mit 58 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

8. Fein Velinpap. geb. Preis 12 Sgr.

In H. Amberger's Buchhandlung in Basel ist zu haben:

Geschichte des Feldzuges von 1815. Waterloo.

Von

Oberstlieutenant Chaaras.

Autorisirte deutsche Ausgabe mit 5 Plänen und Karten.

Preis 8 Franken.